

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 107. Also der Weideweiher ist mit all seine Schmarztigkeit geleift gewese. Ich tenne mei altes Kameel viel zu gut, als daß ich nit wiisse sollt, daß er si' nit mit so en Humbud fuhle losse deht. Der Kameel ist so stubborn wie en Muhl un duht edfäctle was er wil. Do fällt mich ein, daß ich Ihne ja noch gar nit verzählt hen, daß mer widder in unfer eignes Haus wohne duhn. Jesser, es war so abut zwei Woche zurüd, do sin mer gewuht. Wiisse Se, das han mer widder in en gute Schupp un dann hen ich doch auch gern widder nier zu Weideweiherfch lebe wolle. Die Weideweiher hot mich schön geholfen un ich hen das auch artig erprieschliet. Weideweiher, hen ich gefagt, nächste Dunnerstag mache die Kinner e Respartie un dann sin ich gar nit gebartet; ich wil dann daß du un dein Alter zu mich komme duht un den Nachmittag un Abend bei mich spende duht. Ich inweite noch e paar gute Freunde un dann hen mer e gute Zeit. Du bist auch froh, wenn du emol e paar Stunde aus dein Walker heraus bist un dein Alter kann ganz gut sein Saluh emol Dendts e wenig frührer zu mache. Das Bihnes is ja doch jezt nids werth. Das is recht, hot die Weideweiher gefagt, das Bihnes is so ratten, daß es gar kein Juhs is, den Schapp uffzumache; die paar Koffiemerich, wo komme, an die könnt mer ganz gut in die Kitzchen oder bei die Seitdohr warte. Inner uns gefagt, ich duhn wünsch, daß der Philipp bald widder komme duht, bitahs der hot ihn immer Bihnes gebracht; wann er nit bald komme duht, dann mach ich den Weideweiher ausverkaufe. Sell is das erste mal, daß die Weideweiher so fränk zu mich gesproche hot. Frührer do hot se immer artig independent geakt un hot immer getlehnt, was der Philipp in ihren Platz spende duht, das deht noch zu e Hof Binns emante. Ich gleiche wann jemand tabst duht wie er's meint un von selle Minnt an hen ich die Weideweiher auch bedeutend besser gegliche. Well, un also widder uff mei Redd zu komme, ich hen also die Weideweiher mit ihren Alite inweitet un se hen auch edzepet. Ich hen noch so abut acht annere Viebels, wo zu meine Labhsfch belange duhn, inweitet un den Weg hen mer e ganz schöne Kraut zufamme triegt. Off Rohrs hen ich for e gutes Futter geforgt un hen auch Wein geordert, bitahs die Mennohfs deht doch, es is nit recht, wann's nids zu drinte gibt. Un warum denn auch nit, ich gleiche selbst ganz gut e Dröppche zu drinte, off Rohrs nit zu irgend en Edkett; ich sin immer stridt davor, daß Wimmensohfs temperenz leme solle un eins muß ja doch auch in die Fämmilie sein, was faumer is. Es is e annere Ding, wann mer for seine Gesundheit als emol edbes nimmt, so for Jnstenz e Kimmelsche; sell is dann schon mehr e Weideweiher un ich sin ganz froh, daß der Weideweiher in die Vein als emol an mich deht duht. Die Kitz hen for den Dage e Respartie mit ihre Ziefcher vorgehabt un am Morgen hen ich se schon in Zeit reitig gemacht, for daß se nit zu spät sin komme. Wann Sie Kitz hen, Mister Edkittor, dann wiisse Se auch schuhr genug, was sell for en Schapp is. Es is ja gut genug, se sin all alt genug, daß se sich selbst reitig mache könne; awider das is doch nit mein Weg; wann die Buwe aus den Haus gehn, dann müsse se gude, als wann se aus die Hutabds komme dehte. Ich haffe nids mehr, als wann se die Stadins un die Wein eremhänge hen, als wann se zu e Kimmelsche belange dehte un wann die Haar nit diefent gefidit sin; das guht mich alles viel zu schlappig un enniweg gleich ich's nit. Well, es hot e lange Zeit genomme, bis se all reitig ware un bis se mich all gubei gefidit hatte un ich sin so ausgeteiert gewese, daß ich mich for e Minnt ans Bett geflegt hen. Die Minnt hot drei Stunde gebauert, bitahs ich sin eingeschlofe un wie ich wach geworde sin, do hen ich ausgefunne, daß es nur noch e Stund bis zu die Partie war! Well, do hätte Se mich awider emol hofele sehn alle! Wei, ich sin in den Haus erum gefuhrt wie e Feierinschein oder wie e Automobild, wo frehlig geworde is. Awider es hot geholfen, in seh denn no leim is mei Wert gedahn gewese un mei Haus hot geduht wie geleht un wie gelose. Mein Tisch hot geduht, als wann sich en Ring oder en König dran seße sollt un so gleich ich's. Ich hen mich dann selbst noch e wenig geflicht un uffgetreht un dann hen ich mich hingehodt un hen for die Viebels gewart. Die erste is wie gewöhnlich die Weideweiher gewese; die is immer die erste, wann's edbes zu esse gibt, un wann se e gute Zeit edpedit duht. Dann sin auch noch die annere komme un se hen auch noch e junge Lehdie mitgebracht. Den Weg sin mer edfäctle dreizehn gewese un ich muß sage, sell hen ich gar nit gegliche; ich sin ja nit super-

stisches, awider es hot Leut, die glauwe seht dran, daß edbes häppene duht, wann dreizehn an den Tschel sihe. Ich hen die Lehdies erscht e Kopp Kaffee gefehrt un die Mennohfs hen ich e Kimmelsche for en Eppeteifer gewese un do hen se mit die Zunge geschmalt. For Kompeniescht hen ich auch ein genomme un ich kann sage, so e Kimmelsche is edbes feines. Es hot nit lang genomme, do is auch der Weideweiher komme un was wer'n Se dehte, die Weideweiher hot ihn gefragt, wie nitwig die junge Lehdie zu seje. Sell hot er gegliche un er is so neis un schwiet zu se gewese, daß er gar niemand annerscht mehr angequst hot. So sin awider die Mennohfs. Se berke so alt wer'n wie Meduhfalem un dann sehn se immer noch e junges Mehdäje kleiner wie e alle rinfeliche Frau. Ich hätt gern e Riemart gemacht, awider ich hen immer an die dreizehn gedent un wann ich do edbes gefagt hätt, dann hätt's mehbie e Zeit gewese un davor sin ich viel zu friedlich; awider es hot auch mitaus das Trubem gewese un zwar en ganz gehörig un das verzählt ich Ihnen das nächste mol; ich hen dann auch noch e wenig Zeit inwer den Trubel nachzudenke. Es is doch edbes dran mit die dreizehn an en Tschel.

Mit beste Resgards Lizzie Hanstengel.

Straßenbeleuchtung.

Im ganzen Mittelalter kann man von Straßenbeleuchtung gar nicht reden, denn keine Stadtbehörde ließ sich darauf ein. Nur an den Straßenecken waren in vielen Städten eiserne Pfannen angebracht, die zu einer gewissen Art von Beleuchtung dienten. Die Hausbesitzer waren nämlich verpflichtet, bei einem in der Nacht über die Stadt hereingebrochenen Unglück die Straßen zu beleuchten, und deshalb wurden bei einer Feuersbrunst oder in Zeiten bürgerlicher Unruhen Pfestränge oder harigs Holz auf diesen Pfannen entzündet, wodurch eine fragliche Helle erzeugt wurde. In gewöhnlichen Zeiten aber lag die ganze Stadt nach Sonnenuntergang in völliger Dunkelheit, wenn der siebte Mond kein Einsehen hatte. Wer sich aber trotzdem im Dunkeln auf die Gasse wagte, und sich die Deichsel der überal auf den Straßen stehenden Wagen nicht in den Leib rennen oder über die Löcher der schmutzigen Straßen nicht zu Boden stürzen wollte, der mußte für eigene Beleuchtung sorgen. Wenn daher die Handwerker am dunklen Abend in die Zunftstube, die Kaufleute in den Schütting, die Rathsherrn in den Rathstetter zu Bier gehen, dann nahmen sie vorsichtig eine Laterne mit, oder ließen sich nach Schluß der Bürgerstunde von einem Knecht mit brennender Fackel abholen. Solche wandernden Fackelträger konnte man noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts oft auf den Straßen erblicken.

Erst sehr spät empfand man das Bedürfnis der Straßenbeleuchtung. Paris gab den Anstoß, und die übrige Welt folgte nach. Dort wurde den Einwohnern im Jahre 1524 zum ersten Male und später wiederholt verboten, von neun Uhr Abends an die Fenster zu beleuchten. Dies führte zu vielen Streitigkeiten, bis 1558 die ersten Laternen an den Straßenecken angebracht und auf Stadtsoldaten unterhalten wurden, aber erst 1667 waren fämmiliche Straßen der Stadt durch Laternen auf allgemeine Kosten mehr oder weniger gut beleuchtet.

Dieser Einrichtung folgte zunächst Berlin im Jahre 1679, dann Wien 1687, Dresden 1706, und im Laufe des 18. Jahrhunderts fast alle anderen deutschen Städte. Wer aber daraus schließen wollte, daß nun wenigstens die Hauptstraßen wirklich einigermaßen erhellt gewesen wären, der irte sich gründlich. Denn diese Oellampen brannten an und für sich schon so trübe und waren dazu noch so spärlich über die Straßen vertheilt, daß die kleinen Flämmchen wie zierliche Fackelchen erschienen und höchstens einen Zielpunkt abgaben, aber keine Beleuchtung der Straßen. In Provinzialstädten konnte man sich an dieser durch Glühpunkte unterbrochenen Dunkelheit noch bis 1670 erfreuen. Mit der zehnten Abendstunde aber war es auch mit dieser läppigen Beleuchtung aus; denn die Stadtbedörden sparten, wo sie nur konnten. Gegen diese Einrichtung aus der sogenannten „guten alten“ Zeit verbreitete die allerpärligste Gasbeleuchtung heutentags eine feenhafte Beleuchtung.

Im Technischen Klub zu New York zeigte Professor Magie eine Probe von Radium, das aus Karmalit gewonnen war und einen hohen Grad von Radioaktivität besaß. Karmalit wird reichlich in Utah gefunden. Zur Gewinnung des Radiums aus dem Mineral wurde das Curie's Verfahren angewandt. Professor Magie erklärte, es würde bald reichlich amerikanisches Radium geben, das billig und für alle Zweige der Wissenschaft leicht zugänglich sein würde. Eine andere Meldung aus San Antonio, Texas, besagt, daß große Mengen Erde mit radioactiven Eigenschaften in dem Llanos - Mineralbezirk entdeckt worden sind. Mehrere Gelehrte beschäftigen auf Grund ihrer Untersuchungen, daß die Gegend schließlich mehr Radium hervorbringen wird, als alle anderen bekannten Lager auf der Erde.

Nur immer nobel.

Humoristische Skizze aus dem Englischen von H. A. a. b. e.

Wenn Mr. Parker von den Damen sprach, nannte er sie stets das „schöne Geschlecht“. Sollte dies allein den Mann nicht genügend charakterisieren, so fügte wir zur Vervollständigung seines Konterfeis noch hinzu, daß er sich einer harmlosen Galanterie und großer Erfahrung in Frauenherzen zu rühmen pflegte. In einem überfüllten Coupee war gewiß er derjenige, der einer eintretenden Dame zuerst und nicht ohne geräuschvolle Zuversicht seinen Platz überließ. Er hatte seine Weisheit aus einem Büchlein geschöpft, das den vielversprechenden Titel „Der vollendete Cavalier“ trug und von einem angehenden Cavalier verfaßt war.

Er war Mitglied eines schätzbaren Clubs, den er stets in tadelloser Toilette besuchte, alle Anwesenden mit einem lebenswichtigen Lächeln begrüßend; aber schon nach dem ersten Besuch machte er beim Weggehen mit seinem neuen Hut eine bittere Erfahrung. Im Allgemeinen pflegte er wie ein Sachverständiger gern mit seinen Bekannten von Takt und guten Manieren zu sprechen und machte sich damit nicht gerade beliebt. Sonst war er kein übler Mensch und hinter dem Fult sogar sehr nützlich. Manchmal freilich imponierte er, so zum Beispiel Ernst Taggs, der ihn zu seinem Vorbild wählte. Taggs war jünger, ärmer und nicht so selbstbewußt wie sein Muster, das sich die Verwunderung des jungen Mannes gern gefallen ließ.

Eines Abends nannte Taggs gesprächsweise sein neuestes Ideal „Damenfreund“. „Ach Unfinn, mein Junge, was kommen Sie darauf,“ antwortete dieser scheinbar abwehrend. „Aber wie sehr ich diese Bezeichnung schmeichelte, konnte man eine halbe Stunde später im Club beobachten: Dort sahen beide in traulicher Kameradschaft bei einem Glas Wein, das Parker seinem Freunde angeboten hatte.“

„Um wieder auf ihr Gespräch von vorhin zurückzukommen,“ sagte Parker mit seinem stereotypen Lächeln, „es interessiert mich zu wissen, was Sie auf den Gedanken brachte, mich einen Damenfreund zu nennen.“

„Ich kann das nicht so deutlich ausdrücken,“ sagte Taggs, „aber es giebt dafür einen gewissen Stil — mancher hat ihn — mancher auch nicht. Sie sind ein Muster darin — und das merken alle Damen.“

„Man kann nicht leugnen, daß es darin einen Stil giebt. Es giebt eine Art, sich dem schönen Geschlecht anzuwenden zu machen und sich in Gesellschaft forrett zu benehmen. Was das anlangt, so bemühe ich mich vielleicht ein wenig mehr als die anderen Männer und vermeide Fehler, wo ich kann; aber das mag auch daher kommen, daß ich mehr praktische Erfahrung und mehr erlebt habe als die meisten.“ Fugte Parker nicht ohne Selbstgefälligkeit hinzu. „Aber es wäre traurig,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wollte ich mir auf diese Erfolge etwas einbilden.“

„Und Sie könnten doch wirklich eingebildet sein,“ sagte Taggs mit Ueberzeugung. „Es giebt gewiß manche schwierige Situationen, aus denen Sie sich mit Ihrer Gewandtheit leicht zu befreien würden. Unferens würde in solchen Lebenslagen gern einen so tollbaren Rathgeber, wie Sie es sind, zur Seite haben. Mir zum Beispiel ist neulich etwas passiert, worüber ich noch nachträglich Ihr Urtheil einholen möchte.“

„Meine Erfahrung,“ versetzte Mr. Parker geschmeichelt, „steht Ihnen ganz zur Verfügung. Ich habe allerdings einen Ausweg aus mancher kleinen Schwierigkeit herausgefunden.“ „Also, bitte, hören Sie. Samstag Nachmittag habe ich eine Dame, deren Name ungenannt bleiben muß, eingeladen, mit mir in eine Matinee zu geben. Selbstverständlich habe ich für die Billets geforgt.“

„Selbstverständlich,“ betätigte Parker. „Nach der Vorstellung, — es war ungefähr 5 Uhr — fragte ich sie, ob ich ihr einen Thee irgendwo anbieten dürfte. — Das thut man doch immer?“

„Ja und nein,“ meinte kritisch Parker — „es ist nicht immer nothwendig.“ „Nicht nothwendig! Wirklich, wenn ich das gewußt hätte! Dazu war meine Waarfchaft an dem Tage gerade nicht groß, und erst als sie meine Einladung angenommen hatte, wurde mir schmerzlich bewußt, daß ich mich mit meinem einzigen Schilling, den ich in der Tasche fühlte, in dieses kostspielige Wagnis gefürtigt hatte.“

So führte ich sie denn auf gut Glück in die nächste Konditorei und erwartete, in mein Schicksal ergeben, das Weitere. Der Salon war vollständig besetzt und wir fanden nur zwei Stühle an einem Tisch, wo schon ein alter Herr saß, der in sein Abendblatt vertieft war. Er hatte nur eine Tasse Thee bestellt, und ich hoffte, daß er sich nicht lange aufhalten würde — doch thatsächlich blieb er länger als wir. Für mich bestellte ich nichts — das war jedenfalls sparsamer — aber es hielt das Unglück nicht auf. Meine Begleiterin war eine feine junge Dame, die mir erklärte, daß sie heute eigentlich

kein ganzes Mittagessen genossen hätte; sie wollte nämlich un jeden Preis pünktlich bei unserem Rendez-vous sein, und ihre Köchin war nicht früh genug mit dem ganzen Menü fertig geworden.“

Im Allgemeinen sehe ich es ja sehr gern wenn junge Damen guten Appetit haben aber diesmal ersparen Sie mir die Schilderung meiner Gefühle beim Anblick dieses Hungers. Nachdem sie sich satt genascht hatte und die Kellnerin den Zettel mit der Rechnung auf unseren Platz gelegt hatte, sah ich mit Schreden, daß die Summe zwei Schilling viel näher war als einem. Ich führte selbstverständlich das Gespräch scheinbar ruhig weiter, zerbrach mir aber inzwischen den Kopf, wie ich die Sache erlösen sollte. Was hätten Sie in meiner Lage gethan?“

„Nicht einen Augenblick wäre ich in Verlegenheit gekommen,“ sagte Parker. „Ich hätte mich nämlich einfach zu der Dame gewendet und ihr gesagt: Liebes Fräulein, Sombso, Ihre lebenswürdige Gesellschaft hat mich so bezaubert, daß ich ganz vergessen habe, ein wichtiges Telegramm aufzugeben. Wollen Sie mich einige Minuten entschuldigen? — Sie hätte genickt, ich hätte gegrüßt und wäre weggegangen.“

„Aha ich verstehe — und nie mehr zurückkommen.“ Mr. Parker warf ihm einen entwürsteten Blick zu. — „Das wäre nicht gentlemanlike gewesen — und auch nachher eine etwaige Begegnung mit der Dame sehr unliebsam. O nein, ich wäre zum nächsten Leihamt gelaufen und hätte dort ein kleines Arrangement getroffen, zum Beispiel — meine Uhr verlegt.“

„Daran habe ich auch gedacht. Ich hätte zwar gewiß nicht so eine gewählte Ausrede hervorgebracht, aber irgend eine Entschuldigung hätte mir geholfen.“

„Gewiß. Also warum haben Sie es nicht gethan?“ „Weil ich mich schon wegen der Theaterarten, die ich für uns beide gelöst hatte, für eine Zeit von meiner Uhr trennen mußte.“

„Nun, ein Weltmann darf nicht verlegen sein,“ erwiderte mit Ueberlegenheit Parker. „Sie hätten auch, wenn Ihnen nichts Anderes einfiel, die Hand in die Tasche stecken und erschreckt ausrufen können, daß man Ihnen auf dem Weg aus dem Theater ihr Portemonnaie gestohlen habe — oder Sie hätten sich das Geld von dem Mädchen ausborgen und am nächsten Tag dann zurückerklassen können.“

„Ich fürchte, so etwas hätte ich nicht alaubwürdig vorbringen können — und dann hat der alte Herr, der am Tisch saß, immer zugehört, was mich bei jedem Versuch aus der Fassung brachte. Von der Dame selbst wußte ich übrigens schon von der Garberode her, daß sie gar kein Geld bei sich hatte.“

„Wie haben Sie sich also in Wirklichkeit doch aus der Affaire gezogen?“ „Allerdings nicht sehr fein. Der alte Herr war noch immer in seine Zeitung vertieft... und so habe ich denn, ehe wir den Tisch verließen, in aller Schnelligkeit die beiden Rechnungen der Kellnerin verkauft. Die eine Tasse Thee, die er getrunken hatte, konnte ich ohne Schwierigkeit bezahlen. Aber stellen Sie sich die Angst vor! Wenn er darauf gekommen wäre, bevor wir aus der Schuchweite waren — ich glaube, ich habe meiner Dame mehr energisch als galant aus der Thür herausgeholfen, als sie Miene machte, sich vor dem Spiegel noch den Schleier umzubinden.“

„Fein kann man es nicht nennen — aber der Dame gegenüber haben Sie gezeigt, daß Sie Takt besitzen.“

Der Kanal-Tunnel.

Seit dem Abschluß des englisch-französischen Vertrages ist das Projekt eines Tunnels zwischen Frankreich und England wieder aufgetaucht. Die französische Handelskammer in London hat sich von Neuem der Sache angenommen, und auch der französische Botschafter in London hat neuerdings verschiedentlich erklärt, daß er der Sache das größte Interesse entgegenbringe. Der Tunnel ist bekanntlich von beiden Seiten bereits begonnen und etwa 1000 Meter an der französischen ebenso wie an der englischen Küste ausgegraben worden. Damals wurde aber die Arbeit plötzlich unterbrochen, weil die englische Regierung ihre Politik änderte. Eine englische Zeitung hat sich die Mühe genommen, eine Anzahl einflußreicher und bedeutender Leute in der französischen Republik über ihre diesbezügliche Meinung befragen zu lassen, und alle haben natürlich erklärt, daß die Vortheile für den Handel beider Nationen außerordentlich groß sein würden. Englische Stimmen fehlen dabei allerdings gänzlich, obwohl es im Allgemeinen scheint, als ob man jetzt dem Projekt wieder freundlicher gesinnt ist, als in den letzten Jahren. Zuerst meinte man bekanntlich, daß ein solcher Tunnel über 10 Millionen Pfund Sterling kosten würde, aber jetzt glaubt man, daß nicht einmal drei Millionen Pfund erforderlich sein würden.

Klaviere sollten theurer werden. Sollte die Gesellschaft für Berthigung unthätigen Strahlenlärms hinter dieser Preissteigerung stecken?

Lenbach-Erinnerungen.

Zu Lenbach's Gedächtniß veranlaßte der Münchener Künstlerverein am Abend des 14. Mai eine Trauerfeier. Auf den Terrassen und Zinnen des Künstlerhauses brannten zahlreiche grünlichweine Feuerbeden und Pechpfannen, während vom Thurm und den Therrassen des Gebäudes herab Trauermusik ertönte. Auf der Straße stand das Volk dicht Kopf an Kopf gedrängt. In den Räumen des Hauses war aber die Münchener Künstlerschaft verammelt. — In diesen Tagen haben sich so viele berufene Febrer in Männerhand über Lenbach geäußert, daß es daneben vielleicht nicht uninteressant ist, wenn nun auch einmal Frauen, die im Laufe der Jahre viel mit dem Künstler zusammenamen, ihre Einbrüde von dieser ihnen unvergeßlichen Persönlichkeit wiedergeben. So schreibt eine Dame an die Frankfurter Zeitung: „Mein Schwager, der trotz langjähriger Ehe in seine Frau immer noch verliebt war, wollte sie von Lenbach malen lassen. Da sie schön war, hatte fast eine Schwierigkeit, und so kam mit der schönen Schwester auch das junge Ding, was ich damals war, in dies Haus, wonach es schon deshalb verlangte, weil es einmal selbst Großes in der Malerei zu leisten gedachte. Man lernt gewiß selten ein Haus kennen, in dem man's gleich so wohl fühlt, wie das Malerische. So verschieden an Stellung und Beruf auch die Menschen waren, die da aus- und eingingen, der so überaus natürlichen und herzlichen Art des Hausherrn gelang es stets, die Gruppe, die gerade versammelt war, mochten die Individuen noch so verschieden sein, sich bald wie zu Hause fühlen zu lassen. Das kam wohl nicht zum wenigsten daher, daß Lenbach nie auf den Stand, immer nur auf den Menschen sah. Der kleinen, hübschen Malerin, die er adoptierte, weil sie sich tapfer durch's Leben schlug, küßte er gerade so ritterlich die Hand wie der Vice-Königin von Indien, weil sie schön war. Der ehrliche Respekt des Hausherrn vor jeder Tüchtigkeit theilte sich seinen Gästen mit und ließ das Gefühl ihrer sonstigen Verschiedenheit gar nicht erst aufkommen. Am meisten freuten ihn freilich schöne Frauen. Frauen gegenüber liebenswürdig zu bleiben, die nichts weiter waren, als gesellschaftlich hochstehend und hübsch, wurde ihm nicht immer leicht. Waren es Ausländerinnen, die kein Deutsch verstanden, so machte er aus seinen Empfindungen auch kein Hehl: „Schau, Kinderchen, sieh die aus! All die Schminke! Pfui!“

Er fügte dann wohl hinzu: „Aber sagt ihr nichts, sonst könnte sie traurig werden!“ Bald darauf erschien eine hochstehende Persönlichkeit, die Lenbach nicht mochte. „Da schnüffelt er wieder überall herum, der Vadel, und ist doch der lämmste Kerl im agnen Reich!“ Mit einem listigen Lächeln: „Kinderchen, erzählt nur weiter, daß er das ist. Der Lenbach hat's gesagt.“

Einen geradezu kindlichen Respekt zeigte er vor allem, was mit Bildung zusammenhing. Da er selbst keine fremden Sprachen sprach, dienten wir Schweltern ihm zuweilen als Dolmetscher. Wie er sich dann verwenden konnte und die Hände zusammenzuschlug: „Kinderchen, seid Ihr gebildet!“ Er bekam einen ganz neuen Respekt vor uns. Seine Unterhaltung war außerordentlich lebhaft, vom Hundertsten kam er in's Laufende, und immer hatte es Hand und Fuß, was er sagte. Manah alte dabei nie den Eindruck des Angelesenen oder Angelesenen. Was er sagte, schöppte er sich aus sich selbst, und wenn er etwas begründete, geschah es am liebsten an der Hand persönlicher Erlebnisse. Ein charakteristischer Beleg dafür, der mir im Gedächtniß blieb: Man sprach davon, daß gerade Künstler ihre Person so wichtig nehmen. „Nur wenn sie klein sind“, warf Lenbach ein. Wir haben ihn fragend an. „Ich weiß es noch wie heute, als ich ein kleiner Bub war und zum ersten Mal meinen Namen auf eine Tafel schrieb. Da kam erst das großmächtige „L“, dann alle die anderen Buchstaben. Und wie schließlich das ganze Lenbach auf der Tafel stand, wie groß und wichtig kam es mir damals vor. Aber heute?“

Er lächelte ironisch. „Wie wenig bedeutet das, wenn man wirklich groß geworden ist.“ Zum letztenmal sahen wir ihn vor zwei Jahren auf der Durchreise durch München, zufällig, auf der Straße. Sofort war er bei uns und wollte uns wieder malen. „Kinderchen, den Gefallen könntet Ihr einem so alten Kerl noch thun. Wer weiß, wie lange es noch dauert!“ „Aber Herr Professor, Sie werden hundert Jahre alt!“ Ganz erschrocken wehrte er ab. Er füßte sich damals schon nicht mehr ganz wohl, und bitterer war er auch als früher. „So schaut Euch wenigstens noch mal meine Fabrit' an, bat er. Wie konnte er schmeicheln und liebenswürdig sein, wenn er einen malen wollte. Um uns länger in München

zu halten, behauptete er sogar, er interessire sich für meine Malerei, er wolle mir selbst corrigiren, obwohl er früher nie etwas von meiner Malerei wissen wollte: „Waxum sollst Du nicht Talent haben, Kinderchen. Aber es interessirt mich so gar nicht.“

Als ich ihn in's Gesicht lachte, wie er nun auf einmal Interesse vorgab, wie herzlich lachte er und freute sich, daß ich seine kleine List durchschaute. Für uns, und ich glaube, für viele Ausländer, war er das Ideal eines deutschen Mannes: klug, gerade, ohne List und doch immer so findlich, süß, wo irgend es zu helfen gab, und immer ritterlich.“

Einige interessante persönliche Züge, die Anna Spier auf Grund ihrer persönlichen Beziehungen zu dem berühmten Maler in Hanfnägel's „Kunst unserer Zeit“ veröffentlichte, vervollständigen in wirkungsvoller Weise sein Charakterbild. Lenbach's persönliche Andern gern, aber nicht bösarlig, sondern mit einem Ton, aus dem man doch stets die Güte heraus hören konnte. Wahte er doch mit sich selbst keine Ausnahme und antwortete z. B. auf die Frage, wie er seine beiden Käufer zu verbinden gedente: „Mit einer Hypothek“. Seinem scharfen Geiste lag es nahe, Karikaturen zu zeichnen; er selbst malte sie freitüchtig, aber er zahlte Oberländer, den Zeichner der „fliegenden Blätter“, zu den ersten Künstlern und schätzte W. Busch als den lustigen Poeten. Eine Natur mit sozial Unmittelbarkeit hatte auch ihre Temperamentsgewitter. Lenbach's Jörn, in dem die Beziehungen Kindvieh, Trottel, Kameel nicht selten laut wurden, hatte etwas vertrauenswürdiges Aufrechtiges. Er verfallte mit dem Wort. Kein Groß und kein Nachgedrückt blieszurück. Lenbach hatte für alle Leidenden, Unterbrüdten ein offenes Herz. Wo er helfen konnte, zögerte und zählte er nie.

Die Berliner „Woche“ veröffentlichte aber einige unbedeutende Sätze, mit denen Reinhold Begos seine Ansicht über die künstlerische Art Lenbach's äußert. Daran schließt das Blatt einen Bericht über die Beziehungen, die zwischen Böcklin, Lenbach und Begos bestanden haben, offenbar die Frucht eines Interviews mit dem letztgenannten Künstler. In diesem Bericht heißt es: Einst sagte ein Schüler zu Richard Wagner: Sie sind der Erste aller Musiker. „Nein“, erklärte der Meister, „ich bin der Letzte aller Musiker.“ Man ist verführt, auch Lenbach den Letzten aller Maler zu nennen. Er war ein Heros in seiner Art, er war der Beethoven unter den Bildnismalern. „Dazu meint nun die Frankfurter Zeitung nicht mit Unrecht: Hat es jemals eine Zeit gegeben, da in ihren Erklären so tollbreit gewesen wäre, wie die unsere? Will ein hervorragender Mann sterben, soll über ihn hinaus keine Entwicklung mehr möglich, soll eine bestimmte Richtung in der Kultur an ihre Grenzlinie gelangt sein? Es wird wirklich keinen Maler mehr geben, der so gute Porträts malte, wie Lenbach dies vermocht hat? Und wie seltsam die Logik des Herrn Begos berührt! Er sängt mit Richard Wagner an, indem er dem Tonmeister eine Aeußerung unterfährt, die dieser überlegene Kopf sicher niemals gethan hat. Dann erzählt er Lenbach, den er den Letzten aller Maler nennen möchte, für den Beethoven unter den Bildnismalern. Hat denn mit Beethoven, so groß er war, die Musik aufgehört? Fast scheint es, als hätte unsere Zeit das Gefühl für den Sinn und die Bedeutung der Worte immer mehr ein. Fast scheint es, die Leute fürchteten sich, man würde ihnen ihre Empfindungen nicht glauben, wenn sie diese nicht in lächerlichen Superlativen äußerten! Es ist einer geübten — und die Welt wird fortan stillstehen!“

Der Nieuwen-Alt.

Seit 60 Jahren hat man keine wissenschaftlich beglaubigte Nachricht von der Auffindung eines lebenden Nieuwen-Alt (Alca impennis L. oder Planus impennis L.) mehr erhalten. So daß man das Thier jetzt als sicher ausgestorben betrachten muß. Die eigenthümliche Vogelart ist in späthistorischer Zeit, geographischen unter den Augen der Gelehrten erloschen, ohne daß es gelang, ja ohne daß überhaupt ernstliche Versuche gemacht worden wären, die Existenz des Thieres zu retten. Nach einer sehr interessanten Monographie von W. Blasius sollen 80 bis 82 Vögel, 23 bis 24 Stellete und 71 bis 72 Eier des Nieuwen-Alt vorhanden sein. Von den Eiern befinden sich nach Bidwell die meisten, ungefähr 50, in England. Für dieselben sind wiederholt ungeheuerliche Preise bezahlt worden: so wurde 1895 in London ein Ei mit 300 Guineen, andere mit 160 bis 280 Guineen bezahlt worden. Es ist jetzt festgestellt, daß Anochenreife des Nieuwen-Alt's auch in Irland weit verbreitet sind, wie man sie schon früher in Irland, Dänemark, Schottland, England, Portugal und Nordamerika gefunden hatte. Schließlich macht Blasius noch die interessante Mittheilung, daß erst kürzlich wieder eine Vogelart Phalacrocorax Harris entdeckt worden ist, die auf der Narborough Insel der Galapagos-Gruppe lebt und ebenso, wie die flügellose Pinguine der südlichen Halbkugel, in ihrer Existenz gefährdet ist.